

Urs Faes: Paarbildung.

Roman. Suhrkamp Verlag, Berlin 2010.

Warum gerade ich?

(bu) „Mehr als die Hälfte der Patienten mit Krebserkrankungen stirbt innerhalb von fünf Jahren“. Das sagt die Statistik. – Doch wer will das wissen? Geht es um Karzinome und Metastasen, um Bestrahlung und Chemotherapie, dann schaut und hört man vorzugsweise weg. Denn so genau will das niemand wissen. Die Fachtermini der Onkologen schrecken jeden ab, treffen sie jedoch eine an Krebs erkrankte Person, dann führt alles Verdrängen in die Sackgasse, wirft einen auf sich selbst zurück, in die Ungewissheit und immer wieder zur jener Frage ohne Antwort: Warum gerade ich?

Darüber einen Roman schreiben? Der renommierte Schriftsteller Urs Faes hat es mit „Paarbildung“, seinem nunmehr zehnten Roman, getan, und er ist damit ein beträchtliches Risiko eingegangen. Denn die Sprache jener Ärzte auf der Radioonkologie ist alles andere als sexy, sie ist auch ausgesprochen unpoetisch und sie ist gänzlich frei von Humor. Kalt sind die Begriffe, schneidend die Worte wie „Lokalrezidiv“, „Resektionsabstand“ oder „malignomverdächtige Mikrokalkareale“. Postoperativ werden Fraktionen einer zuvor bestimmten Strahlendosis verordnet, getragen immer von der Hoffnung, die Behandlung möge den erwünschten Erfolg zeitigen. So starrt auch Meret Etter, Protagonistin in Faes' Roman, auf ihren Behandlungsplan an der Schranktür: „Vergeblich wendet sie schnell den Kopf ab. Die Wörter sind da, in ihren Gedanken, die kommen immer wieder, schwirren heran wie Seidenspinner: Fibrosen, Nervenschädigungen, Depigmentierung, Paarbildung, ein schönes Wort für den Strahlenabsorptionseffekt, denkt sie.“

Jenes Wort aber – „Paarbildung“ –, das als Titel für diesen Roman dient, es steht nicht nur für die Strahlentherapie, es bildet vielmehr das Scharnier zu jenem Bereich, der dem Menschen vertraut (und fraglos angenehmer) ist: die archaische Sphäre zwischen Ich und Du. Jene Sphäre also, die es zwischenmenschlich zu verhandeln gilt, insbesondere dann, wenn der Psychologe der Klinik auf eine Patientin trifft, die er von früher kennt, mehr als nur kennt. Andreas Lüscher ist dieser Psychologe, jener andere Protagonist in Faes' Roman, der als Zuhörer und Begleiter seine Aufgabe zu erfüllen sucht; verständnisvoller Wegbegleiter einerseits, durchlässig und fragil seinerseits, weil das Gedächtnis sich nicht ausschalten lässt. Die Verschränkung von persönlichem und kollektivem Gedächtnis, von privaten Geschichten und Schichten, beschäftigt Faes in seiner literarischen Arbeit seit je. Die daraus resultierenden Wechselwirkungen sind denn auch in der Figurenkonstellation von „Paarbildung“ von vornweg anlegt: Meret und Andreas haben sich zwischenzeitlich aus den Augen verloren, treffen nun wieder aufeinander, getrennt durch einen Vorhang, der das Gespräch befördern soll, eine klare Grenze, welche die dem Tod Geweihten von den Lebenden scheidet. Der Übergang vom therapeutischen zurück ins private Gespräch will dann zunächst nicht gelingen.

Es ist ein ausnehmend schwieriger Plot, für den sich der 63-jährige Schweizer Schriftsteller entschieden hat, da drohen „Doktorspiele“ wie auch der berüchtigte „Arztroman“, da klingt Heldentum und Romantik an – Verklärung allenthalben! Faes jedoch lässt sich auf nichts dergleichen ein, bleibt streng in der Diktion, wie sie der jeweilige „Verhandlungsort“ vorgibt. Denn befindet sich Lüscher für eine Auszeit in Italien, so ist auch die Sprache eine andere, Muße und Reflexion diktieren sogleich die Worte. Das wohl ist die größte Leistung dieses Romans: Nicht nur dass die Lebenswelten von „krank“ und „gesund“ ineinander greifen, sondern dass der Sprachduktus in seiner jeweiligen Selbstverständlichkeit besteht, bestehen bleibt. Denn der Krebs, der eigentliche Antagonist dieses Romans, ist so alltäglich wie der Nichtkrebs. Diese unleugbare Wirklichkeit fasst Faes in Literatur, und folgt letztlich nur dem Primat, dem jede Literatur untersteht: dass sie uns den Spiegel vorhalte. Womöglich ist „Paarbildung“ nicht das geeignete Buch für unter den Weihnachtsbaum, und so recht will es auch in keinen Strandkorb passen. Faes' Anspruch ist ein anderer, sein neuer Roman fordert Aufmerksamkeit aus vielerlei Gründen, primär aber deshalb, weil dieses Buch eine Enttabuisierung leistet, den Krebs und all seine Geschwüre und Begleiterscheinungen sowohl schwarz auf weiß wie auch zwischen den Zeilen zur Sprache bringt. Schonungslos. Menschlich.